

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 11. September 1832.

109

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei A. Strauss sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über eine wichtige Verbesserung der achromatischen Fernröhre durch einen vaterländischen Künstler.

(S c h l u ß.)

Man sieht aus allem Vorhergehenden, daß unseren ersten Optikern in der Verfertigung lichtstarker Fernröhre mit beträchtlichen Vergrößerungen sehr große Schwierigkeiten begegneten, die sie größtentheils nicht anders zu besiegen oder doch zu vermindern hoffen konnten, als indem sie die Länge ihrer Teleskope recht sehr vergrößerten. Daher erhielten wir auch von den Künstlern jener Zeit, zu Ende des 17ten Jahrhunderts, Fernröhre von einer ganz entsetzlichen Länge, die aber eben dadurch zu allen Beobachtungen sehr unbequem oder selbst ganz unbrauchbar wurden. Eustachio Divini in Rom und Campani in Bologna, die ersten Optiker dieses Jahrhunderts, verfertigten Fernröhre von 100 und 150 Fuß Länge, mit welchen besonders Dominico Cassini seine schönen Entdeckungen am Himmel machte. Der französische Astronom Azout, der im J. 1695 starb, hatte das längste Fernrohr von vollen 600 Fuß, das man je gesehen hat, gebaut.

Die Unbequemlichkeit dieser ans Ungeheure grenzenden Instrumente wurde immer drückender und drängte gleichsam zu dem Versuche, andere Mittel zu finden, um die oben angeführten Schwierigkeiten zu besiegen. Der innere Bau des menschlichen Auges, dessen Krystalllinse und Feuchtigkeiten die Strahlen auf verschiedene Weise brechen, führte auf die Idee, auch die Objective der Fernröhre aus verschiedenen durchsichtigen Körpern zusammenzusetzen und vielleicht auf diesem Wege ein fehlerfreies und zugleich zum Gebrauche bequemeres Fernrohr zu erhalten. Besonders glaubte man dadurch den so lästigen Fehler wegen der Farbenzerstreuung wegbringen zu können. Allein auch hier zeigte sich wieder die Langsamkeit und Mühseligkeit, mit welcher der menschliche Geist fortschreitet, selbst wenn er durch einen glücklichen Zufall schon auf den Weg der Wahrheit geführt worden ist. Newton, der eben in dieser Zeit seine glänzende Entdeckung der gefärbten Sonnenstrahlen gemacht hatte, suchte sie auch sofort auf jene zusammengesetzten Objective anzuwenden. Allein der große Mann wurde durch seine nicht mit der gehörigen Umsicht angestellten Beobach-

tungen zu dem Endschluß verleitet, daß das Licht nach seinem Durchgange durch diaphane Körper nur dann farbenlos erscheine, wenn der gebrochene Strahl mit dem einfallenden parallel ist und daß sich überhaupt bey allen Körpern die Farbenzerstreuungen wie die um die Einheit verminderten Brechungen verhalten. Wenn diese Sätze wahr gewesen wären, so würden alle farbenfreyen Fernröhre so gut als unmöglich gewesen seyn, und das war es auch, was Newton behauptete, daher er rieth, sich nicht weiter mit den dioptrischen Fernröhren zu befassen, sondern die Spiegelteleskope, welche diesem Fehler nicht ausgesetzt sind, zu vervollkommen. Der berühmte Analytiker, Leonhard Euler, der von diesen Schlüssen und Folgerungen Newton's anfangs nichts wußte, verfolgte indessen jene vom menschlichen Auge hergenommene Idee und schlug als Objectiv zwey Glaslinsen vor, welche zwischen ihren inneren concaven Flächen Wasser enthalten. John Dollond, der erste Optiker seiner Zeit, suchte Euler's Vorschläge im Jahre 1752 praktisch auszuführen. Allein da es ihm nicht sogleich gelingen wollte und auch die Autorität seines großen Landmannes, Newton, der alle diese Versuche für vergeblich erklärt hatte, auf ihn wirkte, so ließ er die Sache wieder fallen. Erst fünf Jahre später zeigte der schwedische Mathematiker Kl ingenst ierna den Fehlschluß Newton's und bewies dadurch die Möglichkeit farbenfreyer Fernröhre, die man bisher geläugnet hatte. Dadurch aufgemuntert, nahm auch Dollond wieder seine alten Versuche vor und war so glücklich, unter den Glasstücken, mit welchen er seine Experimente anstellte, zwey zu entdecken, die unter sich an Brechbarkeit und Farbenzerstreuung, zwar nur wenig, aber wie er hoffte, doch hinlänglich unterschieden waren, um daraus ein von den oben erwähnten Fehlern freyes Objectiv von zwey Linsen zu fertigen. Diese zwey Sorten sind in England unter den Namen des Crown- und Flint-Glases bekannt. Nach mehreren Versuchen, deren Aufzählung hier zu umständlich seyn würde, brachte er endlich im J. 1758 ein Doppelobjectiv zu Stande, welches er sofort der k. Akademie in London vorlegte und welches in der ganzen gebildeten Welt mit dem größten Beyfalle aufgenommen wurde, da es, ob schon die Länge des neuen Fernrohres nur 5 Fuß betrug, in seinen Wirkungen die besten bisher bekannten Fernröhre von 20 bis 30 Fuß weit übertraf. Dieses Objectiv bestand aus zwey Linsen, von welchen die erste oder dem Objecte nächste biconver und von Crownglas, die zweyte biconcav und von Flintglas war. Beyde Linsen standen unmittelbar an einander, so daß sie sich beynahе berührten. Dollond hatte die Krümmungshalbmesser dieser neuen Linsen so gewählt, daß dadurch der Fehler wegen der sphärischen Gestalt beynahе ganz weggebracht wurde und den Fehler wegen der Farben entfernte er eben so glücklich durch eine schickliche Wahl der Brennweiten dieser beyden Linsen. Wegen der so auffallenden Farbenlosigkeit dieser neuen Fernröhre wurden sie achromatische (von a ohne, und chroma Farbe) genannt, und da sich ihr Ruhm bald allgemein verbreitete, so verdrängten sie in kurzer Zeit alle älteren Fernröhre, so daß man bereits zu Ende des vorigen Jahrhunderts nicht nur auf Sternwarten, sondern selbst zu Zugfernrohren und Theaterteleskopen durchaus nur achromatische Objective anzuwenden pflegte. Die besten dieser größeren Achromaten wurden von J. Dollond's Sohne, Peter, und von dem berühmten Ramsden (der im J. 1800 starb) verfertigt. In unseren Tagen sind die großen Refractoren des für die Wissenschaft leider viel zu früh verstorbenen Fraunhofer in München die ersten ihrer Art.

Er verfertigte zwey solche Achromaten von 9 Par. Zoll Öffnung und 14 Fuß Brennweite für die Sternwarten in Dorpat und Berlin und eines von 6 Zoll Öffnung und 9 Fuß Brennweite für die Sternwarte in Wien, welche Instrumente als wahre Meisterwerke der optischen Kunst zu betrachten sind.

Allein zum Gebrauche bey astronomischen Beobachtungen, für welche doch so große Fernröhre ganz besonders bestimmt sind, und zur Verbindung mit eigentlich messenden Instrumenten, mit Meridiankreisen und Äquatorialen, sind auch die letztgenannten Refractoren von 9 bis 14 Fuß Länge bereits zu lang und für den Beobachter unbequem, ja selbst schädlich, da bey so großen Fernröhren die schwer zu vermeidende Krümmung und Beugung derselben wieder andere Fehler erzeugt, die sehr schwer in Rechnung zu bringen und vielleicht ganz unmöglich wegzuschaffen sind. Die alte Schwierigkeit, die alte Klage, über die zu große Länge der Fernröhre, fängt daher allmählig auch bey den Achromaten an wieder aufzuwachen und immer lebhafter zu werden. Ein solches Instrument von 12 Zoll Öffnung wird nahe die Länge an 20 Fuß haben müssen; noch größere werden noch länger seyn und die Brauchbarkeit dieser Instrumente wird eben so, wie früher, bey zunehmender Vollkommenheit abnehmen und die Zeit wird kommen, ja sie ist wohl schon da, wo man wieder auf neue Mittel wird denken müssen, den immer größer werdenden Hindernissen zu begegnen. Eines derselben ist bereits so groß, daß es nahe daran ist, die Optiker ganz nutzlos zu machen und zu einer Art von Verzweiflung zu bringen, ich meine die Verfertigung so großer Stücke von Flintglas, als diese neuen Refractoren von 9 bis 12 Zoll Öffnung erfordern.

Beide Glasarten nemlich müssen, wie sich von selbst versteht, vollkommen durchsichtig und ganz rein von Nebel, Wolken und Streifen seyn, da diese dem Glase in seinen verschiedenen Theilen auch eine verschiedene Farbenzerstreuung und Refraction geben, wodurch sie zum optischen Gebrauche ganz unbrauchbar werden. Beym Crownnglase ist dieß nun eben nicht so schwer zu erhalten, da es nur aus Kieselerde und Kali besteht, welche beyde Körper sich bey der Schmelzung, wegen ihrer chemischen Verwandtschaft, sehr leicht und gleichförmig vermischen lassen. Allein das Flintglas enthält Bley, wodurch es eben seine größere Farbenzerstreuung bekommt und welches, da es specifisch schwerer ist, als Kiesel und Kali, im Flusse zu Boden sinkt und nur sehr schwer zu einer ganz homogenen Masse mit den beyden andern Körpern vereinigt werden kann. Die Bereitung von Flintglas in größeren und durchaus gleichförmigen Stücken ist daher immer als eine sehr schwer zu lösende Aufgabe betrachtet und noch größtentheils dem guten Glücke oder dem blinden Zufalle überlassen worden. Die Regierungen in Frankreich und England haben beyde große Preise auf diese Bereitung des Flintglases in größeren Stücken gesetzt, jene 12000 Franken und diese 100 Pf. Sterling, aber bisher noch immer ohne Erfolg. Daß dann, wenn einmal ein solches Stück zufällig gelingt, auch der Preis desselben sehr groß ausfallen wird, läßt sich erwarten. Guinand in der Schweiz fordert für eine rothe Flintlinse von 3 Zoll im Durchmesser 16 Frcs.

4 " " 140 "

5 " " 300 "

6 " " 780 "

7 " " 1100 "

8 " " 2300 "

	9 Zoll im Durchmesser	3300 Fres.
10	„	4400 „
11	„	5540 „
12	„	7200 „

aber es ist noch sehr die Frage, ob man, selbst für diese hohen Preise, die letzteren größeren Objective erhalten wird, da Guinand, so viel uns bekannt ist, bisher nur zwey dieser Art geliefert hat, eines von 7 Zoll an Tully in England und eines von 8½ Zoll an Verrebour in Paris.

Wenn es daher möglich wäre, die neueren Achromaten durch irgend ein Mittel von ihrer Unbequemlichkeit im Gebrauche, und von der Schwierigkeit zu befreyn, taugliches Flintglas in so großer Masse zu verfertigen, so dürfte man, wie es scheint, dieses Mittel als ein sehr wohlthätiges und als einen bedeutenden Fortschritt unserer optischen Kunst mit vollem Rechte betrachten.

Als ich diesen wichtigen Gegenstand im Jahre 1827 einer näheren Untersuchung unterwarf, fiel mir unter andern ein, ob es nicht gerathen seyn möchte, die beyden Linsen von Crown- und Flintglas, nicht wie bisher unmittelbar an einander, sondern vielmehr in einiger Entfernung von einander zu stellen. Aber ich fand bald, daß dieß keine Vortheile gewähre und daß, wenigstens für unser bisheriges Crown- und Flintglas, die alte schlichte Aneinanderstellung eigentlich die vorzüglichste sey, daher man denn auch dabey bleiben müsse. Ich suchte die Ursache dieser Erscheinung und fand, daß sie bloß in dem geringen Unterschiede der Refraction und Farbenzerstreuung liege, welche diese beyden Glasarten besitzen. Die Refraction variirt bey diesen beyden Glasarten bloß zwischen den engen Grenzen von 1.50 bis 1.60 und die Farbenzerstreuung zwischen den noch engeren von 0.01 und 0.03. Auf diesen so kleinen Unterschieden beruht der Achromatismus aller unserer neuen Fernrohre. Wäre er etwa um die Hälfte noch geringer, so würden wir wahrscheinlich nie von Achromaten etwas gehört haben. Eben diese so geringen Unterschiede waren es auch, die den großen Euler an den glücklichen Erfolg Dollond's selbst dann nicht einmal glauben ließen, als dieser schon ein achromatisches Fernrohr dieser Art in der That ausgeführt hatte. Er schrieb, da er den Erfolg selbst nicht läugnen konnte, denselben bloß einer zufälligen günstigen Wahl der Gläser, der Halbmesser, der Brennweiten, besonders guten Oculare u. dgl. zu, und blieb fest bey seiner Ansicht, bis ihm Professor Zeiher aus Petersburg berichtete, daß er durch bloßen Zusatz von Wley die Farbenzerstreuung des Glases bis über das Doppelte vermehrt habe. Jetzt erst war er von seinem Irrthume befreyt, und jetzt erst erschien jene erstaunenswürdige Menge von Memoiren, in welchen er die Theorie dieser neuen Fernrohre so mächtig beförderte.

Dieser geringe Unterschied der beyden Glasarten, wie wir sie bisher besitzen, ist es also, der die Optiker gezwungen hat, die beyden Linsen ihres Doppelobjectives unmittelbar an einander zu setzen. Allein dieser Zwang hört auf, so wie jener Unterschied wächst, und dann ist die unmittelbare Zusammenstellung der beyden Linsen keineswegs mehr die vortheilhafteste unter allen Lagen, die sie einnehmen können, vielmehr wird man sie immer weiter aus einander stellen sollen, je größer jener Unterschied wird.

Allein welchen Vortheil erhält man von dieser Auseinanderstellung der beyden Linsen? — Eben den, den wir hier vor allen suchen. Das Fernrohr

wird dadurch erstens kürzer, indem es auf zwey Dritttheile, ja vielleicht auf die Hälfte seiner vorigen Länge herabgebracht wird, und wir haben bereits oben gesehen, wie dringend dieses Bedürfnis der Verkürzung der größeren Fernröhre ist und welche bedeutenden Vortheile daraus für den Gebrauch derselben entstehen; und es wird zweytens auch viel wohlfeiler, da jetzt die Hauptschwierigkeit, die große und so schwer zu erhaltende Flintlinse, ganz wegfällt und man vielleicht mit einer Linse von zwey Zoll dasselbe leisten wird, was man bisher nur mit Linsen von vier bis sechs Zoll zu leisten im Stande war. Endlich scheint es, als ob in der Construction dieser neuen Fernröhre selbst eine Ursache liegt, warum durch dieselben die Bilder der Gegenstände, z. B. die Fixsterne der ersten Größe, mehr Präcision, schärfere Begrenzung und viel weniger parasitisches Strahlenlicht haben, als die der früheren Instrumente, bey welchen die auf das Objectiv fallenden Lichtstrahlen eine Art von sehr spizigen Kegeln bilden und in der Nähe des Bildes gleichsam an einander schleifen, während sie hier durch die kleine und sehr convexe Flintlinse sich unter viel größeren Winkeln begegnen und daher auch ein schärferes Bild erzeugen können.

Auf diese Ideen gründete sich der Vorschlag zu der neuen Construction dieser Fernröhre, welche ich im Jahre 1828 im vierten Theile der hier erscheinenden Zeitschrift für Physik und Mathematik bekannt gemacht und durch theoretische Untersuchungen zu begründen gesucht habe. Dieser Vorschlag reducirt sich, was die zu wählenden Glasarten betrifft, darauf, daß man 1. bey dem Crownlase entweder die Refraction vermehren oder 2. die Farbenzerstreuung vermindern, oder daß man 3. bey dem Flintglase umgekehrt die Refraction vermindern oder endlich 4. die Farbenzerstreuung desselben vermehren soll. Wenn von diesen vier Bedingungen zwey oder mehrere zusammenwirken, so wird dadurch die beabsichtigte Verkürzung des Fernrohres um so größer. Ich berechnete daselbst unter andern die Construction eines solchen Fernrohres, wo das Verhältniß der Refractionen der beyden Glasarten 1. 4 und das der Farbenzerstreuungen 0. 17 ist, und fand dafür den Durchmesser der Crownlinse 3. 6 Zoll, der Flintlinse nur 0. 7, die Distanz beyder Linsen 29 und die Länge des ganzen Fernrohres 36 Zoll oder 3 Fuß, während bey den besten englischen oder bairischen Achromaten derselben Öffnung beyder Linsen von 3. 6 Zoll die Länge des Fernrohres schon 5 volle Fuß beträgt, so daß also diese Länge auf $\frac{3}{5}$ oder nahe auf die Hälfte und die Öffnung der Flintlinse sogar nur auf $\frac{1}{5}$ ihrer vorigen Größe reducirt worden ist.

Allein diesem Vorschlage fehlte noch etwas, das bey Gegenständen dieser Art die Hauptsache zu seyn pflegt: die praktische Ausführung. Mit wahrem Vergnügen sehe ich daher hinzu, daß unser treffliche Optiker, Pr. Plöchl (an der Wien, nächst der Kettenfahrbrücke Nr. 816) diese Ausführung unternommen hat und daß sein erster Versuch bereits so glücklich ausgefallen ist, als sich von einer ersten Probe kaum erwarten ließ. Sein erst in diesen Tagen vollendetes dioptrisches Fernrohr hat 22 Par. Zoll Focallänge mit einem Durchmesser von 25 Linien für die Crown- und von nur 16 Linien für die Flintlinse, welche letzte nahe in der Mitte des Fernrohres steht. Mit einem längst schon als ausgezeichnet anerkannten Fernrohre Ramsden's von derselben Öffnung beyder Objective und von 29 Zoll Brennweite war die Superiorität des neueren nicht weiter zu verkennen. Mit dem letzteren sah man, bey einer Vergrößerung von nur 45, den Schatten eines Jupitersatelliten auf der Scheibe

seines Hauptplaneten vollkommen deutlich; die Bilder größerer Fixsterne, wie Capella, Atair u. a. als gut abgerundete Scheibchen, und selbst bey hellem Vollmonde wurden schon in der ersten Abendstunde 7 Andromedae, 7 Cassiopejae und α Urs. min. auf den ersten Blick als Doppelsterne mit einer Präcision erkannt, die man sonst nur von Fernröhren zu erwarten gewohnt ist, deren Brennweite, Vergrößerung und Öffnung wenigstens doppelt so stark ist. Bey Instrumenten von größeren Dimensionen werden diese Vortheile der neuen Construction, wie es aus der Natur der Sache folgt, noch stärker hervortreten, so wie sie eben hier ihren größten Nutzen äußern werden. Ohne Zweifel werden wir von dem ausgezeichneten Künstler, dessen Mikroskope jetzt wohl die vorzüglichsten in Europa sind, auch bald mehrere von diesen dialytischen Teleskopen erhalten. Da es sich jetzt nur mehr um kleinere Stücke angemessenen Flintglases handelt, die man sich leicht verschaffen kann, während die früheren großen und ganz homogenen Stücke nur gleichsam Geschenke des blinden Zufalls waren und eben dadurch zu den größten Seltenheiten gehörten, so kann man sich jetzt, wo die bey weitem bedeutendste Schwierigkeit, welche sich der Verfertigung großer Fernröhre widersetzt, beseitigt ist, der Hoffnung überlassen, daß diese neue Art von Teleskopen sich bald einer allgemeinen Aufnahme erfreuen werde und es wird den meisten meiner Leser, so wie mir selbst, zum besondern Vergnügen gereichen, diesen wichtigen Fortschritt in den optischen Wissenschaften einem vaterländischen Künstler zu verdanken.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Montag, den 27. August, zum ersten Male: „Der Doppelgänger,“ Lustspiel in 4 Aufzügen, nach Adolph von Schade n's Erzählung frey für die Bühne bearbeitet von Franz von Holbein.

Hr. von Holbein kennt die Bühne aus dem Grunde, und versteht sich meisterlich auf Alles, was für den Effect da zu brauchen ist. Seine Stücke machen deshalb, so wie sie erschienen sind, die Runde durch alle Theater Deutschlands, gefallen der großen Menge bey nahe überall, und bürgern sich mitunter sogar als stehende Zugmittel auf längere Zeit ein. Dem Publicum sind sie ihrer Faßlichkeit und fast niemals fehlenden Wirkung wegen stets willkommen, den Bühnendirectionen aber dienen sie, nachdem der Reiz der Neuheit abgestreift ist, als höchst bequeme Aushülfsmittel, da sie ihren Erfolg weniger einer gründlichen und durchgeführten Charakterzeichnung, als vielmehr einer glücklichen Zusammenstellung wirksamer Situationen verdanken, und demnach nur selten besonders hervortretende Talente in Anspruch nehmen. Auch das heutige Stück wird sich eines ähnlichen Schicksals zu erfreuen haben, man wird sich unterhalten, man wird lachen, wer es zum ersten Male sieht wird überrascht werden, und alle werden für den empfangenen Genuß dankbar genug seyn, die Bestandtheile und den Gehalt desselben nicht weiter untersuchen zu wollen. Das Ganze beruht auf das gegenseitig unbewusste Zusammentreffen zweyer Individuen, die in moralischer Beziehung zwar ziemlich heterogen, aber in körperlicher einander so gleich sehen, und auch dieselbe äußere Lebensstellung theilen, daß sie unaufhörlich mit einander verwechselt werden, und der eine entweder das dem andern zuge dachte Gute empfängt, oder für seine dummen Streiche unverdienterweise büßen muß. Natürlich besteht die Hauptaufgabe des Dichters darin, die beyden gleichlautenden Exemplare fortwährend von einander fern zu halten und jede Begegnung auf die natürlichste und zwangloseste Weise zu vermeiden, damit nicht eine vorreißige Confrontation dem ganzen Späße ein Ende bringe. Um sich das letztere unmöglich und zugleich die Bühnenwirkung desto schlagender zu machen, läßt er (nach dem Vorgange des bekannten, durch glänzende Darstellungen verherrlichten englischen Stückes: „Die Dreilinge“) die beyden Ebenbilder durch einen Schauspieler darstellen, und nur zuweilen die flüchtige, stumme Gestalt des Doppelgängers vorübergleiten. Am Schlusse natürlich müssen Beyde einander gegenübergestellt werden, doch ist dieser Schluß so behandelt,

daß die Worte der Rolle doch immer nur von einem Schauspieler gesprochen werden, indem derselbe, durch das Zusammentreten der Umsehenden begünstigt, mit seinem Doppelgänger die Stellen wechselt und bald rechts, bald links, bald in dem einen, bald in dem andern Charakter hervortreten kann. Den weitem Inhalt des Stückes brauchen wir wohl nicht anzugeben, da Verwechslungen dieser Art und die daraus entspringenden Verlegenheiten für beide Theile sich immer ziemlich gleich sehen, auf die Länge aber auch auf die gleiche Weise ermüden müssen. Das Verdienst der steigenden Spannung und des fortwährenden Interesses verdankt der Dichter aber weit mehr dem schon bemerkten Kunstgriffe, beide Rollen durch einen Schauspieler darstellen zu lassen, als einer geschickten Eintheilung und wahrhaft erfindungsreichen Behandlung des Stoffes. Am meisten fiel uns auf, daß der Verfasser eigentlich schon im zweyten Acte den Knoten zerhauen hat, da in der Scene mit dem Obersten die vollkommenste Enträthselung des Mißverständnisses enthalten ist, die Existenz des Doppelgängers dargethan und folglich die Möglichkeit einer künftigen Verwechslung, wenigstens von Seiten der einmal getäuschten, aufgehoben wird. Und dennoch lassen derselbe Oberst und dieselbe Geliebte, obgleich durch schriftliche und mündliche Beweise eines Bessern belehrt, sich bis zu Ende durch den nemlichen Irrthum verleiten, gleichsam als wären sie nur der Zuschauer wegen und der ergötzlichen Schlusscene zu Liebe mit Blindheit geschlagen und jeder Spur von Gedächtniß beraubt. Wie geschickt hat Shakespeare in seiner „Comedy of errors,“ die beyden Brüder, deren Fabel sich noch obendrein in den Gestalten ihrer Diener, ebenfalls Zwillingbrüder, wiederholt, aus einander zu halten gewußt, so daß ihnen selbst die Verwechslungen eben so unerklärlich erscheinen müssen, als sie bey den übrigen Mithandelnden natürlich sind, da niemand bis zum letzten Augenblick von jener Doppeleristenz etwas ahnet, und folglich der Schlüssel des Räthfels nicht eher gefunden wird, bis das Zusammentreffen beyder das Ende der Irrungen wie das Ende des Stückes herbeiführt. Eine so gewandte Vertheilung bedurfte nicht einmal des bey dem deutschen Dichter vielleicht unerläßlichen Hebels, der Verbindung beyder Rollen für einen Darsteller; wenigstens ist unsers Wissens derselbe nie angewendet worden, um dem Werke eine größere Wirkung zu erzwingen, als die es seiner inneren Gedeihenheit verdankt. Das Holbeinsche Stück würde ohne diese Zuthat spurlos vorübergegangen seyn; mit derselben aber glauben wir gern, daß es eine Zeitlang die Neugier fesseln, und namentlich allen denjenigen, die es zum ersten Male sehen, einen reichlichen Unterhaltungstoff darbieten werde. — Aus dem Gesagten wird es sich ziemlich klar ergeben, daß das Interesse der Aufführung sich beynabe ausschließlich auf die Rolle des Doppelgängers beschränkt. Die übrigen Parthien sind so spärlich bedacht, daß wir es nicht der Mühe werth halten, durch eine Abschrift des Theaterzettels unsern Bericht über das neue Lustspiel zu schwellen. Die geschätzten Namen, die in diesem zahlreichen Verzeichnisse vorkommen, sollen deshalb bey andern und würdigeren Gelegenheiten um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden. Die Hauptaufgabe des heutigen Abends war Hrn. Fichtner anvertraut und er löste sie mit einer Gewandtheit und Geschicklichkeit, die ihn als eines der unentbehrlichsten Mitglieder unserer Kunstanstalt bezeichnen. Die fortwährenden, schnell und unmittelbar nach einander folgenden Übergänge von dem einen Charakter in den andern, der Wechsel der Stimme, der Haltung, der Geberde, des Temperaments, alles das erfordert eben so viel Lebendigkeit, als Besonnenheit und Selbstbeherrschung, ja es setzt zugleich eine physische Ausdauer voraus, die wohl nur selten mit so viel innerer Erregbarkeit vereint ist. Das Publicum erkannte die Bemühungen des wadern Künstlers, der sich mit Recht als die Stütze, ja die Seele der heutigen Vorstellung betrachten darf.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 23. August zum ersten Male: „Die Gastfreundschaft, oder: der Chorist in Equipage.“ Komisches Singspiel in einem Acte, aus dem Französischen.

Die vorstehende Operette wurde an diesem Abend in Verbindung mit ein paar andern ähnlicher Gattung, worunter sich auch das noch immer beliebte „Fest der Handwerker“ befand, zum Vortheile des Hrn. Börner gegeben. Der Inhalt des neuen Stückes ist in der Kürze folgender: Ein vagirender Chorist wird von einem herrschaftlichen Kutscher als blinder Passagier ein Stück Weges mitgenommen und kommt, von einem Unwetter überfallen, auf das Landgut eines Edelmannes, der beständig für sich und seine Familie etwas in der Residenz zu sollicitiren hat, und deshalb in jedem honett aussehenden Fremden oder Reisenden ein verwendbares Organ seiner Pläne wittert; er

nimmt also unsern Künstler, der in stattlicher Equipage bey ihm angefahren kam, und den er also gleich für einen mächtigen Herrn hält, mit der glänzendsten Gastfreundschaft auf, bewirtheht ihn auf das reichlichste und rückt sodann mit seinem Anliegen heraus. Jener läßt sich's trefflich schmecken und verspricht alles, was man von ihm verlangt. Unterdessen ist aber auch ein unscheinbarer Fußreisender angelangt, der natürlich als armer Schlucker auf den Heuboden verwiesen wird. Die Tochter des Hauses allein nimmt sich des Verstoßenen an, der aber niemand anderer als ein reicher Gutsbesitzer in der Nähe ist, als solcher von dem zurückkehrenden Kutscher erkannt wird, sich als wirklicher Besitzer der Equipage legitimirt, dem Geliebten der Tochter eine Anstellung zusichert, und endlich auch den entlarvten Choristen als den Tages zuvor in einer Landstadt ausgepöffe- nen dramatischen Künstler wieder erkennt. —

Das Stückchen ist, wie es auch angekündet war, französischen Ursprungs, und kann seine Abkunft schon aus dem einen Grunde nicht verläugnen, daß die Pointe wie der Werth des Ganzen auf der lebendigen, gewandten Darstellung des Hauptcharakters beruht. Ein Künstler, wihiger Franzose, mit dem ganzen sprudelnden Temperamente seines Volkes ausgerüstet, mag wohl im Stande seyn, in diesem reducirten Choristen ein recht buntes, ergöckliches Bild des niedern Theaterlebens zusammenzubringen, und auf solche Weise das Interesse der Zuschauer auf eine halbe Stunde festzuhalten. — Unserem Gaste ist diese Aufgabe aber wenig gelungen; die beymahe plumpe Schwerfälligkeit, mit der er die Sache in die Länge zog, und, für uns andere freylich unschmackhaft genug, nur die Ez- und Trinkparthie con amore behandelte, gibt uns von seiner dramatischen Bildnerfähigkeit über den Kreis des Handwerksgesellen hinaus, einen nicht gerade vortheilhaften Begriff, und erinnert an die einfache aber praktische Fuhrmannswahrheit, daß ein einziges Pferd vor dem Karem wohl eine Zeitlang, aber nicht auf die Dauer zieht. — Die eingelegten Musikstücke sind als Reminiscenzen aus bekannten Opern, hin und wieder recht wirksam angebracht und unterbrechen den etwas schleppenden Gang der Handlung nicht unangenehm. — Die übrigen Darstellenden sind in ihren Parthien sehr übel berathen, doch verrieth Ull. B u r g h a r d, als Tochter des gastfreyen Gutsbesitzers, in Spiel und Gesang ein recht brauchbares Talent. — Das Stück ward mit nur mäßiger Wärme aufgenommen, und verspricht, in seiner gegenwärtigen Gestalt, kein sehr ergiebiges Stärkungsmittel für das Repertoire zu werden.

R. K. privil. Theater an der Wien.

Am 28. August: „Der räthselhafte Unbekannte.“ Großes romantisches Schauspiel in 3 Abtheilungen, nebst einem Vorspiel.

Kaufmann Wellensohn wird von seinem Nebenbuhler, dem Architekten Tompesta und dessen Freund, dem Maler Montegio überfallen, allein das Glück des Kampfes entscheidet zum Verderben der Rachsüchtigen. Nach zwanzig Jahren kehrt Tompesta aus der Sclaverey zurück, wohin er durch Sclavenhändler, jedoch nicht, wie er vermeinte, auf Wellensohn's Antrieb geschleppt worden. Er trifft Wellensohn und Marry, dessen Tochter, und sucht ihnen zu vergelten, indem er sie gegenseitig an Seeräuber verräth. Allein, der tapfere Richard, Sohn des Malers Montegio, befreyt Beide. Der Jüngling begehrt des Kaufherrn Tochter. Als Bedingung wird ihm die Erbauung des Leuchthurns von Eddisone festgesetzt. Tompesta reicht ihm scheinbar hilfreiche Hand, legt aber das Fundament so, daß der Thurm einstürzen muß. Während Wellensohn und seine Tochter zum Verlobungsfest in den Leuchthurm kommen, erfährt Richard Tompesta's Plan, entflieht diesem und warnt seine Freunde. Sie entrinnen noch glücklich, jedoch Tompesta wird in den Leuchthurm gesperrt, der ihm in der That über dem Kopf zusammenfürt.

Die Fugen des Planes sind locker und dramatisches Interesse ist nicht vorhanden. — Indessen zeichnet sich dieses Schauspiel doch durch eine bessere Sprache vor ähnlichen Spectakeln aus und wenigstens eine Scene, die lezte zwischen dem rachegehenden Architekten und Richard beweist, daß der Verfasser etwas Besseres leisten könnte.

Vor auf Alles angelegt war, der Einsturz des Leuchthurns, war von Director C a r l meisterlich arrangirt. — Er und Hr. S p i e l b e r g e r (Tompesta) wurden gerufen. Unter den übrigen Darstellern nennen wir Hrn. L u c a s und Mad. P a n n.

(Mit Nr. 37 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: J o h a n n S c h i c k.

Gedruckt bey Anton S t r a u ß' s sel. Witwe.